



Gerty Spies

Des Unschuldigen Schuld

Gerty-Spies-Literaturpreis



Landeszentrale
Politische Bildung
Rheinland-Pfalz

Impressum:

Herausgeberin:

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz
Am Kronberger Hof 6 • 55116 Mainz

E-Mail: lpb.zentrale@politische-bildung-rlp.de

Homepage: www.politische-bildung-rlp.de



Verantwortlich:

Wolfgang Faller

Zusammenstellung:

Dieter Lamping und Hans-Georg Meyer

Grafik, Layout:

Birgit Elm

Umschlagfoto:

Eva-Monika Borowietz

Foto Innenteil:

S. 11, 13, Jüdisches Museum München, Catherine Hess

S. 17, 20, 26, Wikimedia Commons

S. 14, 15, 16, 21, 25 LpB Archiv

Für die Auszüge aus:

„Drei Jahre Theresienstadt“ (Seiten 146-148)

„Das schwarze Kleid“ (Seiten 7-8, 39-41)

© Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus - Gütersloh

Alle Gedichte sind dem (1993) im Eigenverlag erschienenen Band

„Gerty Spies, Gedichte aus dem Konzentrationslager und aus den nachfolgenden Jahren“ entnommen.

Druck:

Druckstudio Gallé GmbH, 55270 Klein-Winternheim

ISBN: 978-3-89289-037-9

Mainz 2016

Gerty Spies: Des Unschuldigen Schuld



Eine Auswahl aus dem Werk anlässlich
der ersten Verleihung
des Gerty-Spies-Literaturpreises
der Landeszentrale für politische Bildung
Rheinland-Pfalz

zusammengestellt von
Dieter Lamping und Hans-Georg Meyer.

Zweite Auflage 2016

Inhalt

Vorwort Wolfgang Faller	4
Vorwort Hans-Georg Meyer	5
Lebenslauf, erzählt von Gerty Spies, Februar 1991	6
Des Unschuldigen Schuld	13
Grüßt mir mein Kind	14
Schwarz ist die Nacht	15
Volkszählung am 11.11.1943	16
Straßenbild nach den großen Transporten im September 1944	17
Selektion	18
Jude Europas	21
Es war im Frühjahr 1945	22
Grabinschrift	25
Er	26
Über Gerty Spies, von Rachel Salamander	27
Anmerkungen	47
Auswahlbibliographie	49

Vorwort Wolfgang Faller

Seit 1997 vergibt die Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz der Gerty-Spies-Preis an Autorinnen und Autoren, die mit Ihren Werken zur Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Themen anregen.

Dabei ist eine Liste von Namen zusammen gekommen, die uns mit Stolz erfüllt, weil sie Menschen benennt, die heute den gesellschaftlichen Diskurs im Sinne der Aufklärung stark mitprägen.

Zu den Werken, auf die sich die Preisvergabe jeweils bezog, gehörten Auseinandersetzungen mit aktuellen sozialen und politischen Problemen der deutschen Gesellschaft wie auch die Thematisierung der Verbrechen der NS-Zeit und der vielen Probleme beim Versuch, diese aufzuarbeiten.

Über 70 Jahre nach dem Ende des II. Weltkrieges und der Befreiung der wenigen überlebenden KZ-Insassen stellen wir auch in unseren KZ-Gedenkstätten in Osthofen und Hinzert fest, dass das Interesse an der Auseinandersetzung damit nicht nur ungebrochen, sondern in den letzten Jahren sogar noch gestiegen ist. Ein Bestreben der Landeszentrale für politische Bildung ist es, die Geschehnisse nicht als bloße Historisierung der NS-Ideologie darzustellen, sondern mit aktuellen Formaten, durch eine Analyse der damaligen Strukturen und Prozesse soll auch auf heutige Gefährdungen der Demokratie, des Minderheitenschutzes, des Gleichheitsgrundsatzes, schließlich der Menschenrechte hingewiesen werden.

Die Vergabe des Gerty-Spies-Preises ist auch dank der Kooperation mit dem SWR eines unserer besten Formate in dieser Arbeit.

Den Initiatoren des Preises, aber auch den ehrenamtlich wirkenden Jurymitgliedern sei herzlich für Ihren Anteil daran gedankt. Mit der ansprechenden neuen Gestaltung dieser Broschüre hat sich Birgit Elm auch um die Inhalte verdient gemacht.

Unser Dank gilt auch insbesondere Dr. Rachel Salamander, Literaturhandlung München, für die freundliche Freigabe dieses Nachdruckes und ihre so präzise gefasste Beschreibung des Lebenslaufes von Gerty Spies.

Mainz, August 2016

Wolfgang Faller

Direktor der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz

Vorwort Hans-Georg Meyer

Gerty Spies - 100 Jahre wird sie alt am 13. Januar 1997. Geboren wurde sie in Trier, ihr Leben verbringt sie seit Jahrzehnten in München.

Dass Gerty Spies zu den wenigen gehört, die die Shoah überlebten, war für sie ein Auftrag. Was sie erlebte, die furchtbaren Leiden derjenigen, die dem Terror im NS-Deutschland zum Opfer fielen, ließen sie nicht los. Im Vorwort ihrer 1992 erschienenen Erzählung „Das schwarze Kleid“ schildert sie ihren Antrieb, diese Erlebnisse auch anderen zu schildern, indem sie über die Opfer schreibt: „Sie konnten sie ja nicht zu Ende leben, die Zeit, die ihnen von der Natur vorbestimmt war. Solange wir an sie denken, sie lieben, von ihnen sprechen, so lange lebt auch ihr Wesen noch in dieser unsrer Welt, in der ihnen eine Heimat zu bewahren unser Herzenswunsch ist.“

Gerty Spies hat dies seit der Befreiung 1945 mit ihrem schriftstellerischen Werk getan.

Ihr Wunsch, der Opfer, der Schwächeren zu gedenken, war auch ein Motiv für die Schaffung des Literaturpreises der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz. Der Preis soll zur literarischen Auseinandersetzung mit einem gesellschaftspolitischen Thema anregen, soll die Menschen dazu bewegen, sich literarisch mit ihrer Gesellschaft, mit deren und ihrer Geschichte, mit den unterschiedlichen Sichtweisen darauf auseinanderzusetzen. Und nicht zuletzt bedeutet das eben auch, sich mit denen zu befassen, die als Schwächere zu leiden haben, sei es physisch oder psychisch, sei es heute oder vor 1945, sei es in Rheinland-Pfalz, Deutschland oder wo auch immer. Wir haben eine würdige Namensgeberin für diesen Literaturpreis: Gerty Spies

Mainz, Dezember 1996

Hans-Georg Meyer

Direktor der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz bis 2005

Lebenslauf

Ich bin am 13. Januar 1897 in Trier geboren, wo ich auch meine Jugend verbrachte. Väterlicher- wie mütterlicherseits entstamme ich altingesessenen jüdischen Familien, die schon vor weit zurückliegenden Jahrhunderten ins Rheinland eingewandert waren. Mein Vater war Kaufmann, ein allseits bekannter Trierer Mundart-Dichter und höchst angesehener Bürger, meine Mutter von jung auf Krankenschwester und Operations-Assistentin. Mein Bruder, eineinhalb Jahre älter als ich, hochbegabt - er wollte Maler werden - fiel im ersten Weltkrieg mit 23 Jahren als Reserve-Offizier an der Westfront, der erste unüberwindbare Schmerz nach einer sehr glücklichen Jugend.

Ich besuchte das Auguste-Viktoria-Lyzeum in Trier, war ein sehr verträumtes, etwas weltfremdes Kind und begann schon als kleines Mädchen meine ersten Gedichte zu schreiben. Meine Lieblingsfächer waren Deutsch, Französisch, Singen, Malen, Schriftzeichnen, Rezitation, eine vom Vater ererbte Gabe. Unter dem Pult lag während des Unterrichts immer ein Buch auf meinem Schoß, darin ich nebenher zu lesen pflegte. Anschließend ans Lyzeum besuchte ich die „Frauenshule zur Weiterbildung“.

In diesem Jahr brach der Erste Weltkrieg aus, für mich unfaßbar unter dem damals so genannten „Friedenskaiser“. Im Volk herrschte allgemeine Begeisterung. Mein Bruder meldete sich - wie seine Klassenkameraden - freiwillig bei der Armee. Fast alle fielen gleich im ersten Jahr.

Ich bestand das Staatsexamen als Hauswirtschaftslehrerin. Dann besuchte ich das Fröbelseminar in Frankfurt a. M., bestand das Staatsexamen als Hortnerin und wollte weiterlernen, um Jugendleiterin zu werden. Doch da ereilte uns die Mitteilung, daß mein Bruder am 15. September 1918 in Frankreich gefallen war. Ich war allein im Haus, als die Nachricht kam und mußte es meinen Eltern berichten. Von nun an zeigte das Leben ein anderes, ein ernstes Gesicht.

Ich gab meinen Berufsplan auf und blieb vorläufig bei den Eltern. Kurz darauf ging der Krieg zu Ende. Der Kaiser war geflohen, Bürgerkrieg tobte in den Städten, Verwirrung, Streit und Ratlosigkeit. Hunger und Not griffen um sich. Besonders die Jugend wurde von der Grippeepide-

mie befallen. Viele junge Menschen, durch Unterernährung geschwächt, starben an der Seuche. Ich lag schwer krank lange Zeit im Bett mit hohem Fieber. Allgemeine Armut folgte dem verlorenen Krieg. Das Geld verlor seinen Wert. Die alten Menschen, die für ihre letzten Tage gespart hatten, waren nun bettelarm.

Im März 1920 heiratete ich. Mein Mann, kein Jude, mußte sein durch den Krieg unterbrochenes Chemiestudium von neuem beginnen. Mein Vater, verarmt durch die ständig anwachsende Geldentwertung, konnte uns nicht helfen. Der Schwiegervater, Weingutsbesitzer in der Rheinpfalz, schickte regelmäßig Geld, das am Tag der Ankunft schon fast keinen Wert mehr hatte. Das linksrheinische Gebiet war besetzt und aufgeteilt zwischen Engländern, Amerikanern und Franzosen. Wir lebten in Freiburg, Breisgau, wo mein Mann unter Professor Wieland sein Chemiestudium mit Auszeichnung abschloß. Im Juni 1921 kam dort unsre Tochter Ruth zur Welt. Auf Wunsch von Professor Wieland nahm mein Mann eine Anstellung in der Gold- und Silberscheide-Anstalt von Wielands Vater in Pforzheim an. Wir zogen nach Pforzheim. Nach siebenjähriger Ehe trennte ich mich aus persönlichen, nicht politischen Gründen in Frieden von meinem Mann und übersiedelte mit meiner kleinen Ruth nach München.

Ich lebte neben der Erziehung meines Kindes der Musik (Geige und Gesang), schrieb kurze humoristische Artikel, lyrische Gedichte, erweiterte meine Kenntnisse der französischen, der englischen Sprache, lebte ohne festen Beruf, wie bei Frauen meines Standes damals häufig die Sitte. Indessen nahm die Entwertung des Geldes immer weiter zu, mit ihr die Arbeitslosigkeit, Armut und Unzufriedenheit. Bettler läuteten an den Türen, dankbar für eine Suppe, ein Stück Brot.

Im Januar 1933 kam Hitler an die Macht, fortan regierte die Angst unser Leben. Anfänglich hoffte man, der von Hitler geschürte Judenhaß werde sich in Grenzen halten. Doch er nahm fort und fort immer grausamere Formen an. In einem Hause an einer der schönen Schwabinger Straßen hatten wir eine geräumige Wohnung gefunden. Die meisten Miteinwohner waren höhere Beamtenfamilien. Als die Judenverfolgung mehr und mehr anwuchs, sprach fast niemand von ihnen mehr ein einziges Wort mit uns. Im Gegenteil, einige beschimpften und denunzierten uns beim sogenannten „Ortsgruppenleiter“. Ein staatlich angestellter Baurat, der sich von den Vorschriften nicht beirren ließ, wurde wegen seines Um-

gangs mit Juden nach Erfurt versetzt und konnte erst nach Kriegsende 1945 nach München zurückkehren.

Freunde und Verwandte, die genügend Geld oder Bürgen im Ausland hatten, wanderten aus, was bis 1938 noch möglich war. Für die Zurückbleibenden wurden die Gesetze immer strenger und strenger. Juden durften keine kulturellen Veranstaltungen mehr besuchen, sie durften abends nicht mehr ausgehen. Man nahm ihnen die Wohnung, ihr Geld, ihre Anstellung, Schmuck und Werte aller Art. Allmählich verschwanden Freunde und Verwandte. Im Jahr 1938 - kurz vor der völligen Sperre - wanderte meine Mutter schnell noch nach den USA aus, wo ihr Bruder sie bei sich aufnahm.

Im Herbst 1939 begann der Krieg, und es hob für die Juden die Zeit der sogenannten „Transporte“ an. Wohin es ging, wußte anfänglich niemand.

Freunde und Verwandte verschwanden unter Zurücklassung ihres totalen Besitzes. Nur selten hörte man von ihnen. Sie bettelten, die Armen, um etwas zum Essen, ganz gleich was. Wir schickten, hatten aber selber nicht viel, weil die nun eingeführten Lebensmittelkarten die noch anwesenden Juden sehr benachteiligten. Nach und nach verstummten dann die Briefe der armen Bittsteller. Man hörte nicht mehr von ihnen. Die jüdische Gemeinde wurde immer kleiner. Zurück blieben - vorläufig - die Alten und Leute wie ich, die zwar jüdischer Abstammung waren, aber einer christlichen Familie in irgendeiner Weise zugehörten. Das Trambahnfahren wurde uns unter Strafe verboten.

Für mich brach nun ein neuer Zeitabschnitt an: Zum Beispiel erhielt ich von der Gemeinde den Auftrag, alte Gemeinde-Mitglieder aufzusuchen und ihnen die erschreckende Tatsache kundzutun, daß ihre erwachsenen Kinder mit Transporten verschwunden waren und keine Zeit mehr gefunden hatten, sich von den Eltern zu verabschieden. Oder aber man schickte mich in ein jüdisches Kinderheim, damit ich der Leiterin helfe, die Kinder auf den Transport vorzubereiten, ihre kleine Habe in Rucksäcke zu verpacken. Keines der Kinder überlebte.

Ganz furchtbar hatte meine arme Ruth zu leiden, die, wie man es damals nannte, „halbarisch“ war. Ein Unteroffizier kam und stahl ihr im Auftrag des Ortsgruppenleiters den Rundfunkapparat, den sie von ihrem Vater bekommen hatte. Wir suchten den Ortsgruppenleiter auf, um ihm

zu erklären, daß Ruth ja gar nicht jüdisch war und den Apparat von ihrem christlichen Vater zum Geburtstag bekommen hatte. Da stellte er sich mit der Reitpeitsche vor uns auf, beschimpfte und bedrohte uns vor vielen Zeugen aus der Schwabinger Bevölkerung und schickte uns zur Gestapo, wo Ruth unterschreiben mußte, daß sie ihrer in der gleichen Wohnung mit ihr lebenden Mutter nicht erlauben werde, beim Empfang der Sendungen zugegen zu sein. Ruth unterschrieb. Aber ihren Rundfunkapparat hat sie trotzdem nicht mehr wiedergesehen. - Noch viel bitterer mußte sie in der Schule leiden. Mit den Mitschülerinnen kam sie gut zurecht. Das Gesetz erlaubte ihr auch, das Lyzeum weiter zu besuchen. Sie litt aber sehr unter den Ungerechtigkeiten der nazistisch eingeschworenen Klassenlehrerin, die unter anderem auch den Kameradinnen verbot, mit Ruth zu sprechen. So stand sie in der Pause allein im Hof, weil alle Kinder die nazistische Lehrerin fürchteten. Die Grausamkeit nahm mit der Zeit unerträgliche Formen an, daß ich sie schließlich vorzeitig aus der Schule nehmen mußte. Der Direktor, ein liebenswerter Menschenfreund, zeigte großes Verständnis. „Nehmen wir sie raus“, sagte er, „sie bekommt trotzdem ihr Abschlußzeugnis.“ Ruth fühlte sich sehr erleichtert.

Abends bekam sie häufig Besuch von ihrem Freund. Wenn er läutete, starb ich jedes Mal vor Angst, weil ich dachte: Jetzt holen sie mich. Schließlich mußte sie ihn aufgeben, weil der Schulmeister, der unter uns wohnte, ihm aufgelauert und uns denunziert hatte.

Ich wurde zur Zwangsarbeit herangezogen. Wir wurden - sechs Jüdinnen - an den Bruckmann-Verlag überwiesen, wurden dort sehr gut und menschlich behandelt. Den weiten Weg mußten wir täglich zu Fuß bewältigen, weil Trambahnfahren uns verboten war. Die Arbeit war recht anstrengend, aber wir waren so dankbar, weil man uns hier in Ruhe arbeiten ließ.

Doch es war nur eine kurze Freude, weil ich am 17. Juli 1942 den Befehl erhielt, mich auf einen Transport vorzubereiten. Ich mußte Ruth allein zurücklassen. Ein paar Tage später wurde ich mit anderen jüdischen Menschen, die ich nicht kannte, am Bahnhof in einem Zug zusammengeworfen und kam zwei Tage später bei Regenwetter in Bauschowitz (Tschechoslowakei) an. Von dort mußten wir zu Fuß nach Theresienstadt gehen. Dabei wurde unser dürftiges Gepäck uns gestohlen. In Theresienstadt wurden wir in einer Scheune - ohne Möbel, ohne Ofen oder Herd

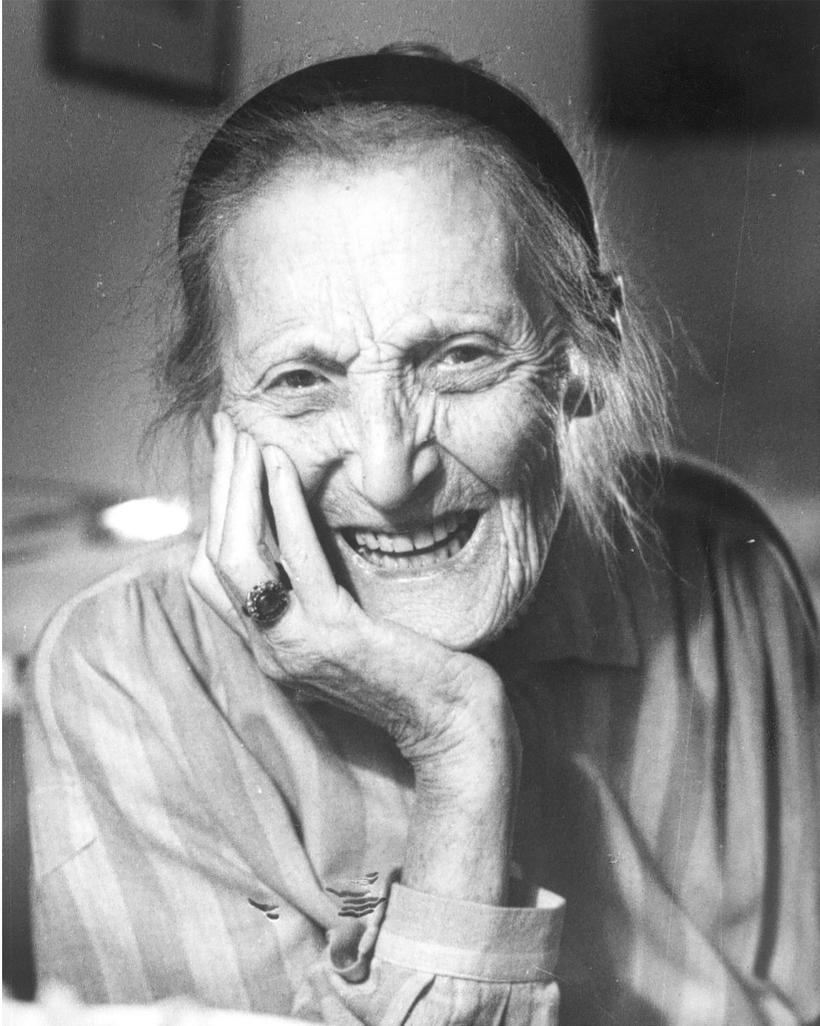
- untergebracht und schliefen, Männer und Frauen bunt durcheinander liegend, auf dem nackten Fußboden. Gleich am Anfang schon starben einige Ankömmlinge am Hunger, an den Strapazen und am völligen Medikamentenmangel. Nach kurzer Zeit mußten wir eine Arbeit antreten. Ich entschloß mich, in der Glimmerspalterei zu arbeiten, wo ich bis kurz vor dem Ende der Leidenszeit mit wenigen Unterbrechungen weiterdiente. Lange Zeit durften wir außerhalb der Arbeitsstunden nicht unbewacht und allein auf die Straße gehen. Das wurde mit der Zeit besser, weil unsre Peiniger aus Theresienstadt ein Musterlager entwickelten, um Kontrollen aus anderen Ländern, z. B. das Rote Kreuz und ähnliches auf diese Weise zu täuschen, was ihnen leider auch gelang. Nacht für Nacht verbrachte ich mit Weinen vor Heimweh und Sorge um meine Tochter.

Nach und nach wurden wir aus der Scheune in kleinere Räume verteilt. Ich schlief mit zwei anderen Frauen halb unter der Erde in einer winzigen alten Waschküche. Hier überstand ich auch eine Lungenentzündung, behandelt und geheilt von Dr. Ruben, einem Berliner Arzt, den die Nazis einige Zeit später in den Tod von Auschwitz schickten. Ich lernte in Theresienstadt viele großartige Menschen kennen, Ärzte, Musiker, Dichter, Schauspieler, Wissenschaftler, Großkaufleute, Lehrer, Schriftsteller und andere mehr.

Daß ich zu dem einen Prozent der Überlebenden gehöre, verdanke ich dem unwiderstehlichen inneren Drang, alle die vielen großen wie kleinen inneren Erlebnisse und Beobachtungen, Heimweh wie auch Naturerlebnisse, Gottesnähe, nächtlicher Anblick des Universums, des Sternenhimmels in Gedichtform festzuhalten. Manche Nacht habe ich schlaflos verbracht, um diesen inneren Auftrag auszuführen. Ich vergaß Hunger, Armut, Heimweh und vieles andere über diesem Schaffensdrang. Das hat mir das Leben gerettet.

Die langersehnte, endliche Befreiung war ein unsagbar beglückendes, die Rückkehr nach München nach dreijähriger Haft im Frühsommer 1945 ein grauenvoll bestürzendes Erlebnis. Zerschmetterte Häuser und Kirchen, gähnende Erdlöcher, Schutthügel! Es war ein Sonntagnachmittag, als wir ankamen. Menschen waren nicht zu sehen. Wir wurden im jüdischen Altersheim, das glücklicherweise noch stand, aufgenommen.

Unsre Wohnung stand auch noch, wenn auch von etlichen Bombenlöchern durchsiebt. Eine fremde Familie hatte sich darin eingeknistet, war aber vor den Bomben aufs Land geflüchtet. Auch meine Tochter war aufs



Auszeichnungen:

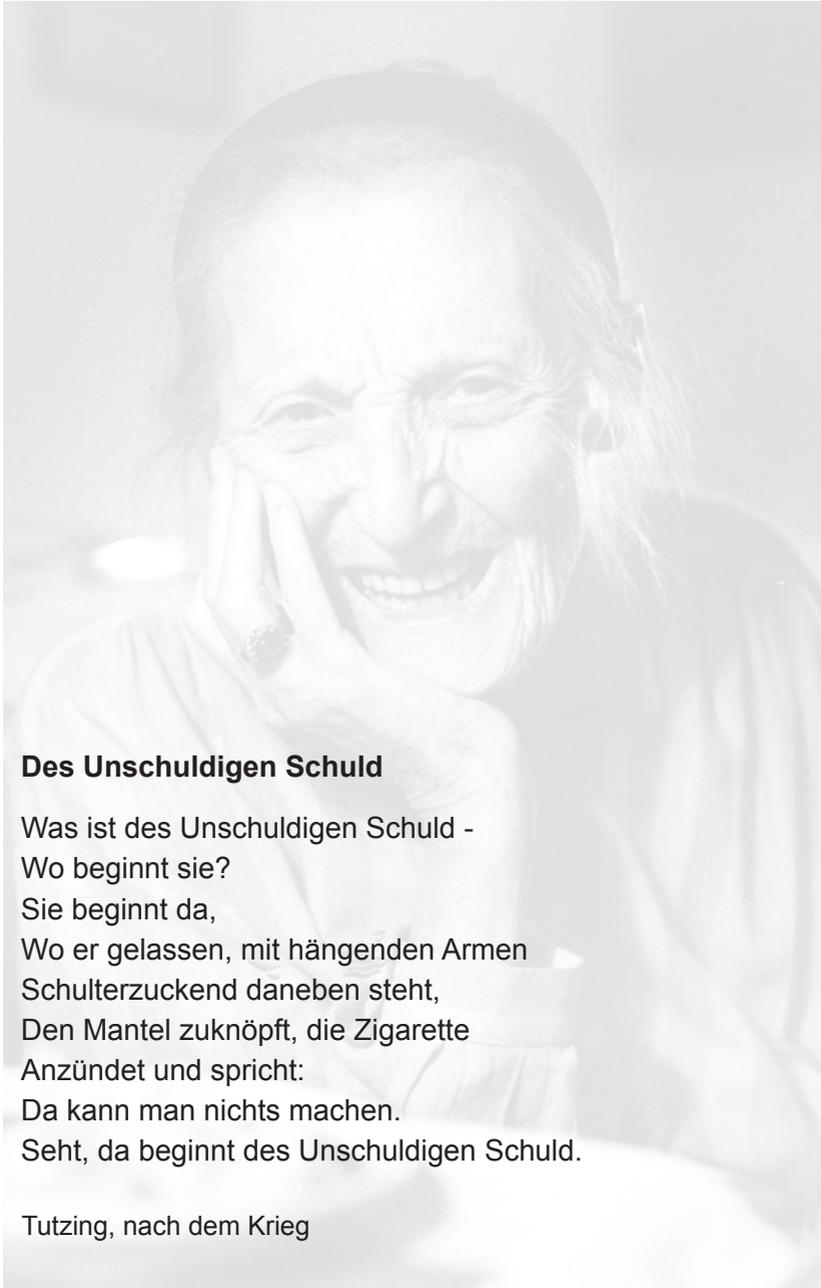
- 1984** Ernennung zur Ehrenvorsitzenden der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V.
- 1986** Schwabinger Kunstpreis für Literatur
- 1987** Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland

Land gezogen und hatte dort ein kleines Mädchen geboren. Bahnen gab es nicht, Autobusse oder gar Taxen erst recht nicht. Das Wiedersehen ließ auf sich warten. Nun begann erst einmal der Kampf um die Wohnung. Die Menschen waren sehr gereizt und stritten oft grausam miteinander. Der Winter kam, viele hatten keine Wohnung, keinen Ofen, keinen Mantel. Die eingekerkerte Familie wollte nicht weichen. Hätte nicht ein Offizier der amerikanischen Besatzungsmacht uns geholfen, wir hätten keinen Unterschlupf gefunden. Der Winter wurde sehr kalt, aus dem Osten strömten viele Flüchtlinge herbei. Wer Platz hatte, mußte sie aufnehmen.

Und nun: Wovon leben? Es war ein Glück, daß die städtische Fürsorge sich einschaltete und die Miete übernahm und das bayerische Hilfswerk einen Vorschuß leistete. Im Februar 1947 erschien mein erstes Buch. Es hieß kurz „Theresienstadt“, enthielt nur Gedichte, war im Nu verkauft und erlebte eine zweite Auflage. Nur wenige Verlage hatten von der Besatzungsmacht die Druckerlaubnis erhalten. Trotz solcher Erfolge machte nach kurzer Zeit der Verlag bankrott. Man wurstelte sich mühsam durch. Ich half längere Zeit im bayerischen Hilfswerk, ebenso meine Tochter. Wir arbeiteten abwechselnd dort. Es dauerte lang, bis die Wiedergutmachung funktionierte. Im September 1949 übersiedelte meine Ruth mit Mann und Kind nach den USA. Ich nahm Untermieter auf, schrieb Artikel und Erzählungen für verschiedene Zeitschriften. Im Jahr 1953 kam meine Mutter, völlig verarmt, aus den USA zurück und lebte fortan bei mir. Ich schrieb auch einen Roman über die Erlebnisse junger Menschen während der Kriegsjahre. Er wurde nicht angenommen, denn: „So schlimm sei es nicht gewesen“, hieß es bei dem betreffenden Verlag.

Im Jahr 1963 starb meine Ruth - 42 Jahre alt, wahrscheinlich am übertriebenen Rauchen. Meine Mutter wurde 99 Jahre alt. Erst im Jahr 1984 erschien im Chr. Kaiser Verlag mein Buch „Drei Jahre Theresienstadt“, das mir binnen kurzem im Verein mit meinen vielen Lesungen viele interessierte Leser zutrug. Ihm folgte bald darauf ein schmaler Gedichtband: „Im Staube gefunden“. Die beiden bescheidenen Erfolge brachten viele Leser und Verehrer herbei, so daß ich mich heute mit 94 Jahren des Zustroms oft nicht erwehren kann. Das wundert mich immer wieder. Ich frage mich oft: Wie hab ich denn das gemacht? Wahrscheinlich, denke ich zuweilen, erfreue ich mich dieser Beliebtheit, weil ich immer wieder Liebe, Verständnis und Verzeihung zu verbreiten suche.

12. Februar 1991, Gerty Spies



Des Unschuldigen Schuld

Was ist des Unschuldigen Schuld -

Wo beginnt sie?

Sie beginnt da,

Wo er gelassen, mit hängenden Armen

Schulterzuckend daneben steht,

Den Mantel zuknöpf, die Zigarette

Anzündet und spricht:

Da kann man nichts machen.

Seht, da beginnt des Unschuldigen Schuld.

Tutzing, nach dem Krieg

Grüßt mir mein Kind

Ihr Wetter, die ihr die Welt durchweht,
Wolken und Wind,
Ihr Sterne, die ihr darübersteht,
Grüßt mir mein Kind!

Nehmt hin meine Seele und tragt sie hinaus,
Auf daß sie euch lenke!
Sie führt euch die Wege, sie zeigt euch das Haus,
Daran ich immerzu denke.
Daß Segen wie Regen sich senke,
Gießt aus meine Liebe, gießt aus!

1943

Schwarz ist die Nacht

Schwarz ist die Nacht und schwer.
Die alten Frauen haben
Sich frierend eingegraben
Und wissen längst nichts mehr.

Ihr Schnarchen grunzt hervor
Aus einem Wust von Decken.
Es raschelt in den Ecken,
Und Husten bellt ins Ohr.

Die kranke Greisin weint.
Geschlossen sind die Scheiben,
Die Kälte zu vertreiben.
Nicht Mond, noch Kerze scheint.

Die Luft zieht suppendick
Durch angestrengte Lungen.
Es sehnen sich die Jungen
Zur Tagesfron zurück.

Sie liegen dicht an dicht.
Auf abgemess' nem Platze.
Die dünne Strohmattatze
Erreicht die Füße nicht.

Sie starren leer und weit
Ins Schwarz mit trocknen Augen.
Der Heimat Bilder saugen
Sie aus der Dunkelheit.

1943

Volkszählung am 11.11.1943

Hinausgeführt durch frühe Nebelnässe,
Vierhundert Jammergruppen aufgestellt,
Je hundert Bettler - kahl auf kahlem Feld,
Vor Hunger schlotternd und Novemberkält',
Zurückgestopft bei grauer Mondesblässe.

Zermürbt von Herzensangst, von Schmach und Druck -
Vom Kind im Wagen bis zum blinden Alten
Ein stolzer Fang! - kreuzlahme Zerrgestalten,
Aus Fliegerhöh' im Bilde festgehalten -
Ein Heldenstück! Triumph! - - ein Höllenspuk ...

12.11.1943

Straßenbild nach den großen Transporten im September 1944

Links die Fabrik mit steilem Schlot
Und rechts ein langes graues Haus.
im Hintergrunde - farbentot -
Ein Hügel - und die Welt ist aus.

Darüber gießt der Philosoph,
Der Mond, sein bleiches Lächeln aus.
Die Säge schwirrt. Und aus dem Hof
Tönt Pfiff und Ruf durchs leere Haus.

Die Telegrafentange träumt
Am Eck. Die Fenster starren leer.
Und über eine Mauer schäumt
Ein junger Busch, von Knospen schwer.

Die Amsel übt ihr Nachtgebet
Und wundert sich, daß Frühling ist:
Der Morgen kommt, der Abend geht -
O Herr, daß du so ferne bist!

Frühjahr 1945

Selektion

Das Lager schwelt und brodelte in glühender Erregung: Wieder registriert man die „Privilegierten“, Väter und Mütter der sogenannten „halbarischen“ Kinder, die sie in der Heimat zurücklassen mußten. Vor der Kommandantur stehen wir Schlange, und jedes weiß, daß es um Leben und Tod geht, daß drinnen zwei 55-Offiziere sitzen, neben ihnen zwei Sekretärinnen, und jedes von uns wird von einem der beiden Offiziere verhört werden. Und dann - das wissen wir auch - fliegt der Zettel mit den jeweiligen Angaben wohlgezielt durch die Luft. Fliegt er auf Maschine Nr. 1 zu, so heißt das Abtransport - wohin, weiß niemand. Aber daß es das Ende bedeutet, wissen wir alle. Wurde uns doch schon lange mit diesem Transporte gedroht. Fliegt aber der Zettel aus der Hand des Offiziers auf Maschine Nr. 2 zu, so ist man - vorläufig! - gerettet. Und weiter als um die nächste Ecke wagt niemand zu denken. Langsam schiebt sich die Schlange voran. Ein halber Tag ist schon vergangen. Daß man immer noch Angst empfinden kann nach Jahren der Inhaftierung!

Nun ist die Reihe an mir. Da sitzen sie beide hinter einem Tisch, und zur Linken die Sekretärinnen an ihren Maschinen. Der erste Offizier ist ein Österreicher, hübsch, liebenswürdig - ach, wenn ich doch nur... Aber ich komme vor den Rechten. Er ist klein und schielt unmäßig.

Soviel weiß ich: Es kommt auf die Art unsrer Tätigkeit im Lager an - und auf unsere Kinder. Vor allem die Söhne können uns nützen, wenn sie etwas Kriegs- oder Lebenswichtiges tun. Aber mein Sohn ist krank... „Nun, und Sie? Wo arbeiten Sie?“
Ich antwortete ihm.

„Und Ihre Kinder? Ein Sohn?“

Mein Herz hämmert. Ein kranker Sohn - wie wird der mich retten können ... ,

„Nun!?“ Er wird ungeduldig. Sein Auge schielt - ich weiß nicht, wohin.

Soll ich lügen? Ich wage es nicht. Wer weiß, was sie sich aufgeschrieben haben. Sie wissen doch mehr über uns als wir selber. Und wenn er dahinterkommt, bin ich verloren. -

Ich werde von meiner Tochter erzählen. „Meine Tochter...“

„Ihr Sohn! Was arbeitet der Sohn?“

„Ich - mein Sohn ist krank.“

„Das geht doch vorüber. Also was ...“

„Nein, geht nicht vorüber ... in einem Heim ...“

„Na, und? Da tut er doch was.“ „Nein, kann nichts tun, ist zu krank ...“

„Was heißt zu krank! Überall wird gearbeitet, auch in Heimen. Also was tut er dort!?“

Mir bricht der Schweiß aus. „Ich weiß nicht, ich ... die andern ...“

„Die andern interessieren mich nicht, hören Sie! Was Ihr Sohn tut, will ich wissen! Also besinnen Sie sich!“

„Ich, ich ...“ Mein Herz pumpt verzweifelt, „ich weiß nicht ...“

„O ja!“ schreit er mich an. „Sie wissen genau! Also los jetzt mal endlich!“ Er schaut mich an, ich schaue ihn an - eines seiner Augen ist weit weg, das andre auf mich gerichtet. Es ist für einen Augenblick, als wären es zwei Menschen, die gleichzeitig mit mir sprechen. Da geht mir endlich ein Licht auf: Lügen soll ich! Natürlich! Er legt sie mir ja in den Mund! Er will, daß ich sie endlich ergreife, die befreiende, die lebensrettende Lüge.

„Im Garten“, stottere ich, „sie müssen im Garten ...“

„Also Gartenarbeit.“ Sein Auge schielt in unsichtbare Fernen,

und der Zettel - der Zettel fliegt zur Maschine Nr. 2!
Wie ich hinausgekommen bin, weiß ich nicht.
Und daß statt meiner vielleicht eine andere würde gehen müssen, weil bei den Transporten häufig eine vorgeschriebene Zahl erfüllt werden mußte, daran dachte ich erst viele Stunden später.
Und ob **er** daran gedacht hat in dieser Minute -
wer könnte das wissen ...

Aus: Gerty Spies, „Drei Jahre Theresienstadt“



Jude Europas

Jude Europas, betrüge dich nicht,
Noch grünt dir kein Hort.
Zeigt auch die Stunde ein freundlich Gesicht -
Doch weist sie dich fort.

Sieh, wie sich lauender Schatten erhebt
Aus modernder Gruft,
Und ein Geraune, aus Ränken gewebt,
Erfüllet die Luft.

Ist auch dein Herz zu verzeihen bereit,
Was es nimmer vergißt -
Sturm ist das zornige Zeichen der Zeit,
Deren Zeuge du bist.

Ob auch nach Frieden die Seele dir bebt -
Ein Wanderer bist du.
Was deinen Geist aus den Tiefen hebt,
Ist Kampf ohne Ruh.

24.2.1947

Es war im Frühjahr 1945

Endlich hatte der grausamste aller Kriege ein Ende gefunden, hatten die Konzentrationslager sich aufgelöst. Und die wenigen Häftlinge, die ihn trotz Hunger, Angst und Qual und aller übrigen Pein überlebt hatten, waren von den Städten zurückgeholt worden, denen man sie vor Jahren entrissen hatte. Wer Glück hatte, fand seine frühere Wohnung oder nach langem Suchen ein anderes Unterkommen in der vom Krieg verwüsteten Stadt. Das war schwer. Dann aber suchte man miteinander zu leben, sie, die den Krieg gefürchtet, mit denen, die ihn gerufen hatten. Das war noch schwerer. Dennoch, wie einfach war auch das zu bewältigen, verglichen mit dem, was nun auf uns wartete: sie alle nicht wiederzufinden, die Geliebten, die spurlos Verschwundenen, die Ermordeten, die der Krieg, der Völkerhaß verschlungen hatte. Die den Frieden, die Freiheit, die ersehnte, nicht mehr erleben durften. Städte konnte man wieder aufbauen mit Fleiß und Geduld, Berge, Wälder, Seen neu beleben. Tote konnte man nicht mehr rufen. Aber wenn am Abend die Stadt im Dunkel lag, mein Fenster weit offenstand und den Atem des Himmels hereinließ, kamen sie auf unsichtbaren Flügeln, sie, die so gern noch bei uns geblieben wären. Sahen wir sie nicht auf uns zuschreiten in den Straßen, in denen sie einst gewohnt hatten? Ja, sie kamen auf uns zu, sie gehörten zu uns, sie sind immer noch untrennbar mit uns verbunden. Sie konnten sie ja nicht zu Ende leben, die Zeit, die ihnen von der Natur vorbestimmt war. Solange wir an sie denken, sie lieben, von ihnen sprechen, so lange lebt auch ihr Wesen noch in dieser unsrer Welt, in der ihnen eine Heimat zu bewahren unser Herzenswunsch ist.

Vorwort zu: Gerty Spies, „Das schwarze Kleid“

Die Tage, die Wochen vergingen. Täglich nach Arbeitsschluß kam Henry und brachte einen Topf mit Suppe oder dergleichen für die drei Frauen mit. Dann zog Elsbeth den kleinen, zerbrochenen Spiegel, der ihr geblieben war, aus der Tasche, kämmte ihr Haar zurück und verließ mit Henry den Raum, schlüpfte mit ihrem Arm in den Schutz des seinen - es war so warm unter seinem Schutze - sie sprachen nicht viel. Aber hier und da war doch etwas Erzählenswertes geschehen. Oder aber es war draußen zu naß, zu kalt oder dunkel.

Dann blieb er bei den Frauen, saß bei Elsbeths Decke auf dem kalten Boden mit hochgezogenen Knien - es war dunkel, er hörte zu, was sie sich erzählten, oder erzählte selber aus seiner erlebnisreichen Vergangenheit.

So verging die Zeit. Draußen begann es schon wärmer und heller zu werden. -

„Was hast du heute?“ fragte Elsbeth. „Was ist los?“

Henry winkte ab. „Nichts, nichts. Ich hab nichts zum Rauchen.“

Er stand auf, trat ans Fenster und drehte sich zu ihr um: „Mach dir keine Sorgen, wenn ich morgen nicht komme.“

Er nahm ihren Kopf zwischen die Hände, küßte sie - zum erstenmal - glühend auf den Mund - und war schon draußen.

Als er drei Tage nicht gekommen war, lief sie mit sturmklopfendem Herzen zur Männerkaserne - sein Bett war leer - , zur Kirche - sein Platz war leer.

Einer nahm sie beim Handgelenk.

„Wissen Sie nicht?“

„Nein.“

„Er war doch in die Zigarettenaffäre verwickelt.“

„Was für eine Zig-?“ Das angststürmende Blut schnitt ihr die

Stimme ab. „Man hat doch -“

„Wer: man!?“

„Na, wer schon!“

„Was hat man! Bitte, was ist!?“

„Wird Ihnen schlecht? Setzen Sie sich.“

„Was hat man! ?“

„Zigaretten gefunden. Er war auch dabei.“

„Und!? - Nun, und!?“

„Aufgehängt - Kopf nach unten - die ganze Gesellschaft. Der Ältestenrat muß da immer vollzählig dabeistehn und zusehn.“

Elsbeth taumelte davon und - es war höchste Zeit - an ihren Arbeitsplatz.

Grauen, Angst und Finsternis schlugen über ihr zusammen.

Auszug aus: Gerty Spies, „Das schwarze Kleid“

Grabinschrift

Ich liebte, lachte und litt -
Noch tropfen Tränen vom Baume.
Ein Vogel mit seinem Kiwitt
Teilt es den Sternen mit -
Nun schwingt es im Raume.
Frühnebel, Abendgold-
Sucht's wo ihr wollt.

Kohlgrub, 22.3.1970

Er

Er geht vor unsrem Hause hin und her,
Auf eine Stundenglocke wartet er.
Er blickt durchs Fenster, zeigt sein Angesicht
Und wendet sich und geht und sagt: Noch nicht.

5.3.1987



Über Gerty Spies, von Rachel Salamander

„Es hat etwas Versöhnendes“ – Das Schreiben der Gerty Spies

Gerty Spies hat Glück gehabt. Angesichts ihres Schicksals heißt das, Glück im Unglück haben. Es ist das Glück im Sinne von fortuna, das einem nämlich als Zufall entgegenkommt. Gerty Spies hat überlebt. In der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie war jüdisches Leben der Zufall, sein Tod die Regel. Aus den überlieferten Zeugnissen wissen wir, dass auch die, die nicht überlebten, gewünscht und gehofft hatten, das Inferno zu überstehen. Aus München waren um die 12.000 Juden vertrieben oder ermordet worden, alle, die sich hier aufhielten. Zurückgekommen sind nicht mehr als 160.

Sie hatten Glück.

Die Münchner Juden kamen im November 1941 an die Reihe, andernorts im Reich hatten die Deportationen bereits im Oktober begonnen. 43 Transporte gehen in die Vernichtungslager nach Osten: Kaunas, Piaski bei Lublin und Auschwitz. 40 Transporte nach Theresienstadt. Mitten im schönen München organisiert die Stapoleitstelle im Wittelsbacher Palais in der Briener Straße die Todesfrachten, die vom Münchner Hauptbahnhof aus Fahrt aufnehmen.

„Der 17. Juli 1942 war ein warmer Sommertag. Ich ging von einem Abendbesuch nach Hause – heimlich, ängstlich, nach allen Seiten mich umblickend, ob auch niemand mich sähe. Denn es war schon lange neun vorbei, und ich hätte nicht mehr unterwegs sein dürfen. – Halt, kein Licht im Treppenhaus – lieber im Dunkeln mich hinauftasten. Das Haus war voller Verrat, voller fremder Augen.

Ich öffnete die Tür, machte Licht – am Boden lag ein dicker gelber Brief. Was war das! Mein Herz begann heftig zu pumpen. Von der Kultusgemeinde? Ich stürzte ins Zimmer, legte den Brief auf den Tisch – ich wußte alles: Transport.“¹

Mit einer „Unzahl von Anordnungen und Befehlen“ kam das Unheil ins Haus. Aufgewachsen mit dem Rest der Übriggebliebenen, ist mir seit meiner Kindheit nie die Frage aus dem Kopf gegangen, wie ein Mensch mit dem plötzlichen Umstand fertig werden kann, von heute auf morgen Freiwillig zu sein. Angekündigt hatte sich die Tragödie der Juden längst, nahezu zehn Jahre lang bis zu diesem Sommertag im Juli 1942.

1945 fasst Gerty Spies in ihrem Gedicht „So war es“ den Verlauf zusammen.

SO WAR ES

*Früh, wenn du auf dem Weg zur Arbeit
Die schwarz gehöhlten Straßen misst,
Raunen die Ecken dir entgegen:
Vergiss nicht, dass du Jude bist.*

*Und suchst du, um dein Brot zu schlingen,
Dir eine Bank an stillem Ort,
So schreit die Bank: Steh auf, du Jude!
Du schrickst empor und schleichst dich fort.*

*Wenn sich die Kinder unterm Spiele
Nach deines Schattens Schatten drehn,
Du siehst in ihren hellen Zügen
Nichts als des Teufels Grinsen stehn.*

*Wenn gar ein Blitz aus scharfem Auge
Dich seitlich trifft und jäh erkennt –
Das Pflaster wölbt sich dir entgegen,
Das Herz erstarrt, die Sohle brennt.*

*Triffst dich zur müden Abendstunde
Ins Ohr der Klingel greller Stich,
Schnellt dich der Stuhl aus seinen Armen:
Jetzt sind sie da! Jetzt holt man dich!*

*Du suchst den Wald. Die Bäume rauschen,
Und „Jude“ raunt es ohne Ruh.
Das Echo schwillt, die Berge rufen
Dir „Jude, Jude, Jude!“ zu.*

*Es jagt dich über weite Felder,
Durch stille Dörfer fliehst du hin.
Allein, allein! – Da schreit's von innen:
O Fluch, dass ich ein Jude bin!*

*Du klammerst an den toten Steinen
Dich fest und horchst in sie hinein,*

*Ob sie zum Leben nicht erwachen
Und deiner Unschuld Schande schrein.*

*Was gilt des Hungers irres Nagen,
Der Heimatlosen strömend Heer!
Wer solche Marter je ertragen,
Dem sprang das Herz und heilt nicht mehr.²*

Gerty Spies hatte gehofft, als sogenannte Privilegierte mit Kindern von einem protestantischen Ehemann vor der Deportation geschützt zu bleiben. Tatsächlich fanden sich 1945 vereinzelt Juden in der Stadt, weil sie mit einem Nichtjuden verheiratet waren. Gerty Spies hatte sich allerdings von ihrem Mann, einem Chemiker, bereits 1927 nach sieben Jahren Ehe scheiden lassen – wegen Untreue, wie man in einem solchen Lebenslauf hinzufügen muss, nicht aus politischen Gründen. Bis zur Deportation profitierte sie von dem Status, weitläufig einer christlichen Familie anzugehören. Ihre 1921 zur Welt gekommene Tochter konnte als „Halbarierin“ weiterhin das Lyzeum besuchen, von dem sie Gerty Spies dann doch vorzeitig wegen zu schlechter Behandlung nehmen musste. Die Mitschülerinnen sprachen nicht mit ihr, in den Pausen stand sie allein, die Lehrerin drangsalierte sie.³ Der privilegierte Status bewahrte die geborene Gertrud Gumprich wohl davor, bereits in die 1941 eingerichteten Massenquartiere am nördlichen und östlichen Stadtrand von München ziehen zu müssen, wodurch sie wahrscheinlich der ersten Deportation von 1.000 Münchner Juden am 20. November 1941 nach Litauen entging. Sie musste zwar mit sechs anderen Jüdinnen Zwangsarbeit im Bruckmann-Verlag verrichten. Doch trotz des langen täglichen Fußweges – Juden durften die Straßenbahn nicht benutzen – und trotz der Schwerstarbeit war sie dankbar, zunächst von schlimmeren Maßnahmen ausgenommen zu sein.

Gerty Spies hielt es nicht aus, mit der Nachricht alleine zu bleiben. Ihre Tochter war nicht zu Hause. Sie wollte einen „Bekanntem“ bitten, die Nacht bei ihr zu verbringen. Doch es kam, wie es bei Deutschen unterm Nationalsozialismus kommen musste. Das Telefon war ihr bereits genommen worden. In ihrem Hause wohnten vorwiegend höhere Beamtenfamilien. Keiner sprach mehr mit ihr, im Gegenteil, sie wurde beschimpft und beim „Ortsgruppenleiter“ denunziert.⁴ Sie versuchte, bei einem der noch grüßenden Nachbarn telefonieren zu dürfen. Nachdem

der Mann den Grund für ihre Bitte erfahren hatte, schüttelte er den Kopf, sah sie traurig an und schloss seine Tür.⁵
Gerty Spies dichtet:

*Was ist des Unschuldigen Schuld –
Wo beginnt sie?
Sie beginnt da,
Wo er gelassen, mit hängenden Armen
Schulterzuckend daneben steht,
Den Mantel zuknöpf, die Zigarette
Anzündet und spricht:
Da kann man nichts machen.
Seht, da beginnt des Unschuldigen Schuld.⁶*

Drei Tage später stand ihre Tochter Ruth am Fenster ihrer geräumigen Wohnung in einem der schönen Schwabinger Häuser in der Destouchesstraße und sah sie kommen. Tochter und Mutter standen vor dem Abschied. Welch eine Dramatik: Die Mutter muss gehen, mit ungewissem Ausgang, ihre Tochter bleibt zurück. Würden sie sich je wiedersehen? Offensichtlich war zwischen ihnen die Situation besprochen worden. In der Erzählung „Das schwarze Kleid“ lesen wir: „In der Tür standen zwei Männer. ‚Im Auftrag der Staatspolizei‘, sagte der eine. Der andere durchschritt die Räume und drückte sein Siegel auf jeden Gegenstand, der zum Besitz der Frau Riedel gehörte. Elsbeth stand stumm und sah zu. Sie fühlte die feste, warme Hand ihres Jungen sich um die ihre schließen, und er hielt sein Versprechen, nach dem er sich jeder Hingebung und Zärtlichkeit beim Abschied enthalten wollte.“⁷

Vom Lager Milbertshofen aus, wo sie und die „zusammengewürfelte Gemeinschaft“ eine Nacht festgehalten wurden und man das mitgebrachte Gepäck sogleich um die Hälfte reduzierte, brachte sie ein geschlossener Möbelwagen zur Bahn. Auf einem Nebengleis wurden sie verladen. Aus den umliegenden Häusern richteten sich Ferngläser auf sie, wie Gerty Spies berichtete. Sie fragte sich: „Wer von uns würde München je wiedersehen?“⁸

Der Zug fuhr ab. Er führte Menschen mit sich, die einander fremd waren, verbunden durch das „Dunkel der Zukunft“ und die Angst, was mit ihnen, weil Juden, geschehen würde. Unter Androhung, erschossen zu

werden, durfte keiner den Kopf aus dem Fenster stecken. Sie kamen „durch blühende Ortschaften, reife Felder. Kirchtürme grüßten. Glocken läuteten, Wälder säumten die Straßen. . . . Der Morgen kam. Wie schön muss eine Landschaft sein, die selbst Verzweifelte ihr Los vergessen lässt. Der Zug trug sie durch das Elbtal, bog aber ab in Richtung Bauschowitz.“⁹

Wir werden immer wieder darauf stoßen, dass sich Gerty Spies noch inmitten allen Unglücks, die Perspektive nach außen, aus dem System heraus, nicht hat nehmen lassen. Diesen inneren Besitz konnte ihr niemand nehmen. Die Natur war die Gegenwelt zu dem Unmaß menschlicher Verbrechen. Hilde Domin überschrieb ein Gedicht „Und der Baum blüht trotzdem“, und Gerty Spies' Gedicht aus dem Jahre 1944: „Blumen im Exil (Berühren verboten)“ lautet:

*Ihr Astern, ihr kindlichen Blüten
Wer hat euch da hergepflanzt,
Wo die Lüge über den müden
Tautränenden Rasen tanzt?*

*Ich neig' mich in heimlicher Wonne
Hinunter – kein Zeuge darf sein! –
Und küss' euch, ihr Kinder der Sonne,
Ins goldene Auge hinein.*

*Ihr duftet nach Herbst und Vergehen –
Ich hab euch so lieb, ach, so lieb! –
Dann schau' ich: Hat's niemand gesehen? –
Als wär' ich ein lüsterner Dieb.*

*O schweig von den frierenden Händen,
Die eueren Samen versenkt!
Die Erde muss Schönheit verschwenden.
Sie fragt nicht, sie klagt nicht –
sie schenkt.¹⁰*

Der wertschätzende Blick für die Umgebung und die enge Beziehung zu Landschaft und Natur sind schon frühzeitig im Elternhaus von Gerty Spies kultiviert worden. Ihre Familie, seit vielen Jahrhunderten im Rheinland ansässig, fühlte sich denn auch unauflöslich mit der heimatlichen Gegend und ihren Menschen verbunden.

Die Mutter, Charlotte Luise Kahn, stammte aus einer kleinen rheinpfälzischen Stadt, in der nach Auskunft von Gerty Spies keine Unterschiede zwischen Juden und Nichtjuden gemacht wurden. Der Vater Sigmund Gumprich führte das von seinem Vater 1857 gegründete „Herren-Bekleidungs-Maaß-Geschäft“ in Trier weiter. Er war ein angesehener und bekannter Bürger der Stadt, vor allem weil er neben seiner kaufmännischen Tätigkeit in Trierer Mundart dichtete. In diesem jüdischen, nicht frommen Elternhaus, in dem man keinen koscheren Haushalt führte, kam Gertrud am 13. Januar 1897 auf die Welt. Es gab da noch religiöse Tanten aus Frankfurt und Köln, die, ungewohnt für die Trierer Gumprichs, jeden Abend bei Kerzenlicht beteten. Sie reisten immer im September für eine Woche an, um die Gräber der Eltern zu besuchen. An Weihnachten kam die Großmutter mit Selbstgebackenem, und für die fröhliche Fastnacht im Rheinland wurde das Zwischengeschoss des Textilgeschäfts zum Tanz ausgeräumt. Religionsunterricht erteilte Rabbiner Dr. Baßfreund. Ansonsten genoss Gerty Spies die liberale Erziehung einer sich assimilierenden deutsch-jüdischen Familie. Sie wuchs behütet in einer wilhelminisch-großbürgerlichen Idylle auf. Die geistige Atmosphäre zeigte die charakteristischen Züge des jüdischen Bürgertums während des Kaiserreiches: die fraglose Identifikation mit Deutschland und der deutschen Kultur. Heimatpflege stand im Vordergrund.

Die Abende verbrachte man gewöhnlich am Familientisch mit Freunden. Der eineinhalb Jahre ältere Bruder Rudi gehörte den „Wandervögeln“ an, die „viel ins Haus kamen“. ¹¹ Das gesellige Haus mit Garten und Nussbaum lag schräg gegenüber den „Römischen Bädern“. Trier, Augusta Trevirorum, die alte Römerstadt, diente den Kindern mit ihren „grasbewachsenen Trümmern“ und unterirdischen römischen Heizröhren als Spielplatz. „Ringsum lagen die Häuser in Gärten gebettet bis hinab zur Mosel, die sanft und lieblich unter der alten Römerbrücke hinfloss. Am Ufer lag ich oft des Mittags im Gras unter den Akazien und träumte den Fischerbooten nach, bis sie hinter der Brücke verschwanden. Abends saßen wir unter dem Nußbaum, hörten die Nachtigall singen . . . oder sangen selber zur Gitarre unsere alten Volkslieder.“ ¹² Gerty Spies haben sich diese heimatlichen Bilder eingeschrieben. Die Schönheit ihrer Geburtsstadt blieb ihr immer Maßstab:

„Zur Linken und zur Rechten umgaben mich Zeugen vergangener Jahrhunderte vom frühesten Mittelalter bis zur Gründerzeit, und ab-

schließlich rundet sich das Bild im Anblick des römischen Stadttors, der Porta Nigra. Wer in solch einer Stadt aufgewachsen ist, hat es schwer, sich mit dem Anblick der heute in Massen entstehenden Betonklötze abzufinden.“¹³

Trier als eine der ältesten und bedeutendsten Judengemeinden mit ihrer äußerlich schmucklosen Sandsteinsynagoge findet keine Erwähnung. Die Gumprichs nutzten die jüdischen Einrichtungen wie Schule oder Jugendbewegung nicht, obwohl die Juden Triers zu dieser Zeit alle gute Patrioten waren. Auch in der israelitischen Volksschule wurde die Treue zu Kaiser und Reich eingepaukt. Als Kaiser Wilhelm 1913 nach Trier kam, standen auch die jüdischen Volksschüler Spalier.¹⁴ Gerty Spies durfte bei der Kaiser-Geburtstagsfeier öffentlich Gedichte vortragen. Der geliebte Bruder bezahlte seine Vaterlandsliebe dann mit dem Tod. Auch das sollte in der Hitlerei keine Rolle spielen. In der allgemeinen Kriegsbegeisterung meldete er sich wie 100.000 andere patriotische Juden freiwillig zur Armee. Als Leutnant der Reserve fiel er mit 12.000 anderen jüdischen Soldaten, dreiundzwanzigjährig, kurz vor Kriegsende am 15. September 1918 an der Westfront. Das war der erste große Schmerz, der über die Familie hereinbrach. Auf Initiative des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten brachte man 1919 an der Wand im Inneren der Synagoge eine Gedenktafel mit den Namen der Gefallenen aus der jüdischen Gemeinde an.¹⁵ Sie überstand die Zerstörung der Synagoge 1938 und befindet sich an einer Wand im Vorraum der 1956 erbauten neuen Synagoge. Unter fünfzehn anderen Namen lesen wir den von Rudi Gumprich.

Gerty Spies hatte, als ihr Bruder fiel, gerade das Staatsexamen als Hortnerin (Kindergärtnerin) in Frankfurt bestanden und wollte weiterlernen, um Jugendleiterin zu werden. Sie gab den Plan auf, um den Eltern in Trier beizustehen. Der Vater starb 1927, die Mutter zog zwei Jahre später aus Trier fort. Gerty Spies ist nie wieder nach Trier zurückgekehrt. Sie wollte die Erinnerungen „ungetrübt“ in sich weiterleben lassen, Erinnerungen, die ihr offensichtlich in schweren Stunden Halt boten.

1929 war sie mit ihrer Tochter nach München gezogen, in ein Haus an der Ecke Hohenzollern-Wilhelmstraße, zwei Jahre später hielt sie Einzug in eine echte Bohèmewohnung in der Destouchesstraße. Vom 4. Stock aus hatte man das ganze Schwabinger Viertel im Blick. Dort

sollte sie bis 1967 leben, allerdings mit der Unterbrechung von drei Jahren Theresienstadt.

Am 22. Juli 1942, nach zwei Tagen Zugfahrt durch das schöne Elbtal, kam Gerty Spies bei Regenwetter in Bauschowitz in der Tschechoslowakei an. Sie war endgültig in die Fänge derer geraten, die Deutschland vor ihr retten wollten. Zu Fuß musste die Waggonladung aus München nach Theresienstadt marschieren. Das nurmehr dürftige Gepäck wurde unterdessen gestohlen.

Gerty Spies ist 45 Jahre alt, als sie Theresienstadt betritt, die von Joseph II. 1780 errichtete Garnisons- und Festungsstadt am strategisch wichtigen Zusammenfluss von Elbe und Eger.

Herausgerissen aus der zivilisierten Welt, muss sie lernen, dass im Ghetto andere Gesetze herrschen: „Das Leben – Enge, Ungeziefer, Hunger, Zwang und Angst – alles war grauenvoll, das Dasein unerträglich, der Körper schwach, die Nerven zerrüttet, ein Weiterleben unmöglich.“ ¹⁶ Sie muss auf dem Fußboden schlafen, Krankheiten überstehen, dem Sterben zusehen, Grausamkeit, Gefangenschaft, Kälte und Einsamkeit aushalten, Sorge und Ekel. Sie wird in einem kriegswichtigen Betrieb zu immer höher geschraubter Akkordarbeit verpflichtet, und unentwegt droht noch Schlimmeres: Transport.

WOHIN?

*Nacht. In des Traumes schützenden Hafen
Haben sich alle hinübergeschlafen.
Ich aber lieg' und find' keine Ruh',
Bilder bewegen sich auf mich zu,
Flügelspitzen berühren die Kissen –
Plötzlich wird jäh die Tür aufgerissen!
Licht brennt ins Auge. – Und ringsumher
Heben sich Köpfe – – schläft keine mehr.
Tödliche Stille – kein Laut – kein Wort.
Peitschend zerreißt es die Spannung: – Transport!
Schmale Zettel mit grünen Streifen –
Wen wird er verlesen! – Wen wird es ergreifen!
Bin ich dabei – bin ich nicht dabei!? –
Vorüber für diesmal. Der Opfer sind drei.
„Drei in unserer Stube allein –*

*Da wird der Transport über tausend sein.“
„Ins Dunkel? Ins Elend? Wohin wird es gehn?“
„Werden wir dort unsre Kinder seh’n?“
„Wird es noch furchtbarer werden als hier?“
„Wird man uns töten? – Was wissen denn wir!“
Stille – kein Weinen, kein Klagen.
Eine nur flüstert: „Ich wusst’ es schon.“¹⁷*

Dabei zeichnete Theresienstadt in Nordböhmen eine Sonderstellung aus. Es war kein Vernichtungslager wie Auschwitz oder Sobibor. Die Möglichkeit zu überleben schien größer. Bereits im Umfeld der Wannsee-Konferenz, im Januar 1942, war der Plan entstanden, mit Theresienstadt ein besonderes Lager zu errichten, das es laut Eichmann dem NS-Regime erlaubte, nach außen Gesicht zu wahren. Man fürchtete, das Verschwinden prominenter Juden könnte im Ausland Interventionen auslösen. So entstand die Idee, die jüdische Geisteselite vorzeigbar zu halten. Als die Vernichtung auf Hochtouren lief und Gerüchte zu kursieren begannen, beschlossen die Nazis einen Film über Theresienstadt zu drehen: „Theresienstadt - Ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet“, so der infame Titel, wurde im Sommer 1944 einer Besucherkommission des Internationalen Roten Kreuzes präsentiert. Das zynische Privileg der Theresienstädter Mitwirkenden bestand darin, bis zu ihrer Ermordung nicht nur ihre Leidensgenossen mit Unterhaltung abzulenken, sondern auch als Statisten an einem groß angelegten Täuschungsmanöver mitwirken zu müssen. „Theresienstadt wurde Ausstellungsgegenstand, Kulisse, und wir selber waren die Schauobjekte.“¹⁸

Als der Besucherspuk vorbei war, erhielten „Tausende und aber Tausende“ noch im Herbst 1944 den Befehl zur Abfahrt. Man wusste vielleicht nicht genau, wohin die Transporte gingen, die Gerüchte verhießen nichts Gutes. „In den Tod, in den Tod!“ heulten die Lokomotiven, die die endlosen Wagenschlangen durch das mit Gottes Schönheit getränkte Tal zogen. Und die Tausende kamen nicht zurück. Und der Ort leerte sich und blieb leer.“¹⁹

Dass Gerty Spies zu dem einen Prozent der Überlebenden gehört, verdankt sie fortuna, die ihr den Zufall gönnte, von einem der Transporte nach Auschwitz verschont geblieben zu sein. Sie hatte aber Glück in der ganzen Dimension des Wortsinnes. Außer fortuna bedeutet Glück

auch felicitas. Glückseligkeit, die sich einstellt durch eigenes Tun, dann nämlich, wenn einem gelingt, glückt, was man sich selbst erarbeitet.

Dort, in der tiefsten Verzweiflung, wo eine von Tag zu Tag sich erneuernde Energie der Barbarei die Stirne zu bieten versuchte, dort erweckte der Schmerz die Begabung. Schüchtern fasste Gerty Spies den Entschluss zu schreiben. Sie dachte an ihren dichtenden Vater und besann sich auf die Anfänge ihrer Münchner Zeit, in der sie bereits kurze humoristische Artikel und Gedichte geschrieben hatte. Mit dem Schreiben konnte sie quälende Gedanken und Ängste abwehren, aber auch der erbarmungslosen Lagerrealität entfliehen. Sich in sich zurückziehen, sich gegen äußere wie innere Bedrohungen und Anfechtungen behaupten, sich einen unantastbaren Raum bauen – damit verschaffte sie sich selbst wieder den Status als Mensch. „Aus dunklem Schmerzensgrunde tauchten die Geschöpfe meiner Phantasie, die Bilder der Erinnerung wie leuchtende Blüten empor. Alles, was ich entbehrte, Heimat, Schönheit, Freiheit, Liebe, die Freuden der Vergangenheit, wurde mir neu geschenkt. Heute die Vaterstadt am Strom mit ihren altersgrauen Türmen, morgen die Berge, Seen und Wälder . . . Die Nächte ließen mich nicht schlafen, und während die gleichmäßigen Atemzüge meiner Kameradinnen den vollgepferchten Raum mit dumpfer Schwere füllten, lag ich wach, warf mich hin und her und formte und fieberte in Lüsten und Qualen, bis die Bilder, die auf mich eindrangten, sich zu Worten gestaltet hatten.“²⁰

Zuerst sind es Kinderverse, dann Gedichte, Tagebucheintragungen, autobiographische Texte. Die Verse, die sie sich abgerungen hatte, wiederholte sie so oft, bis sie sie sicher in Besitz hatte, auswendig, denn Papier für Gedichte gab es in Theresienstadt nicht. Es gelang ihr schließlich doch, sich im Packraum Packpapier zu verschaffen. Alle Tage konnte sie ein paar Blätter abzweigen. Jetzt wurden die Gedichte auch länger. Und: Es ging Gerty Spies nicht mehr nur um die therapeutische Funktion ihrer Arbeit, schreibend ihre Seele zu retten, wie Marie Luise Kaschnitz es in anderem Kontext in ihrem Gedicht „Schreibend“ formulierte.²¹ Auch die Form, das, was den Inhalt zur Kunst macht, sollte gelingen. Mit dem gelungenen Werk konnte man der Zerstörung etwas entgegensetzen. Es war mir „nicht mehr nur darum zu tun . . ., meine schweren Gedanken zu zerstreuen. Und ging es auch nicht um Erfolg, so doch um das eigensinnig zähe Streben, was ich tat, ganz zu tun, auch in dieser noch so ängstlich tastenden Liebhaberei das Höchste von

mir zu fordern, was in den Grenzen meiner Begabung lag.“²² Gelangen ihr die Verse, „sang und jubilierte es vor Freude“ in ihr. „Hungernd und heimwehkrank, hatte ich in meinem Innern doch noch Platz für diese wehe Seligkeit.“ Welch ein Glück inmitten des Grauens. Im „Schwarzen Kleid“ lässt sie Elsbeth denken: „Auch einmal solch eine reich Beglückte sein! Auch . . . das Wunder erleben, dass wirklich mit dieser Hölle hier die Welt nicht erschöpft war . . .“²³

Die aus Czernowitz stammende Lyrikerin Rose Ausländer erlebte es ähnlich: „Der unerträglichen Realität gegenüber gab es zwei Verhaltensweisen: entweder man gab sich der Verzweiflung preis, oder man übersiedelte in eine andere Wirklichkeit, die geistige. Wir zum Tode verurteilten Juden waren unsagbar trostbedürftig. Und während wir den Tod erwarteten, wohnten manche von uns in Traumworten – unser traumatisches Heim in der Heimatlosigkeit. Schreiben war Leben. Überleben.“²⁴

In Theresienstadt gestattete die Verwaltung ein reges Kulturleben, für das die Abteilung „Freizeitgestaltung“ zuständig war. Überfüllte Konzerte mit bester Besetzung, Theater, Kinderoper, Leseabende, Vorträge halfen den Häftlingen, für wenigstens einige Stunden die Lagerwirklichkeit zu vergessen. Künstler und Intellektuelle gab es in Theresienstadt genug, um anspruchsvolle Programme zu gestalten. „Hier möchte ich der vielen künstlerischen Veranstaltungen gedenken, die – wäre in Theresienstadt sonst nichts geschehen – allein genügen würden, der Geschichte des Judentums ein dauerndes Denkmal zu setzen. Welch ungeheure Kraft gehörte dazu, sich über sich selbst zu erheben und sich aus den Sternen zu holen, was die Erde versagte. . . . Erhebender noch als der durch die Umstände oft sehr beeinträchtigte Kunstgenuss wirkte auf unser Gemüt der Triumph: Schlagt nur zu – ihr könnt uns nicht treffen! – Stephan Zweigs unsterbliches Wort: ‚Man kann ein Volk besiegen, aber nicht seinen Geist!‘ wurde mir lebendiger denn je.“²⁵

Wenn Gerty Spies in ihren Erinnerungen mit äußerster Zärtlichkeit und dankbarem Respekt diejenigen ehrt, die mit ihrem Wirken in Theresienstadt die niederdrückende Gegenwart zu mildern versuchten, müssen wir sie selbst in diesen geistigen Widerstand miteinbeziehen. Das Transzendieren der brutalen Realität mit den Mitteln einer künstlerischen und geistigen Gegenwelt hat den Menschen, wenn für viele auch nur

auf Zeit, ihre Würde wiedergegeben und zu widerstehen geholfen. Auch Gerty Spies hat, ermutigt von der Dichterin und ihrer Mentorin Elsa Bernstein, zu diesen Abenden beigetragen. Elsa Bernstein war gleichfalls im Sommer 1942 mit 76 Jahren und völlig blind aus München nach Theresienstadt deportiert worden. Als Witwe des bekannten Münchner Rechtsanwalts und Schriftstellers Max Bernstein und als Autorin, die unter dem Pseudonym Ernst Rosmer erfolgreich Dramen und Libretti veröffentlicht hatte, galt Elsa Bernstein als sogenannte Prominente. Noch dazu hielt Bayreuth die schützende Hand über die Enkelin von Franz Liszt und Tochter von Heinrich Porges, einem der frühen Münchner Vorkämpfer für Richard Wagner. Sie überlebte Theresienstadt. Gerty Spies hat ihr in einem Kapitel ihres Buches „Drei Jahre Theresienstadt“ ein wunderbares Porträt gewidmet.²⁶

Im Sommer 1944 schreibt die „Freizeitgestaltung“ einen Wettbewerb für deutsche Gedichte aus. Der Besuch des Roten Kreuzes ist längst beendet, die Vorbereitungen für den Film laufen. Mehr als 3.000 Einsendungen gehen ein, Gerty Spies ist unter den acht Prämierten.²⁷

Gerty Spies ist eine „Absolventin“ von Theresienstadt. Sie hat es nicht nur überlebt, sondern ist als Dichterin daraus hervorgegangen. Das macht ihr Überleben noch wunderbarer. Ihr Schreiben nahm seinen Ausgang im Unglück und bindet ihr Überleben ans gelungene Wort. Ihr Gedichtband ist denn auch nach einer Verszeile „Im Staube gefunden“ überschrieben:

*Hatt' alles verloren,
War einsam und leer.
Ward wieder geboren,
Nun schmerzt es nicht mehr.*

*Ich hab überwunden
Den tödlichen Stich,
Im Staube gefunden
Das schlummernde Ich.*²⁸

Im Gestalten der Realitätspartikel, in der Form begegnen das Gedicht und jede Prosaskizze der äußeren Verwahrlosung. Der Schärfe der Beobachtung entspricht die klare Sprache, die wörtlich genommen

werden kann. Gedichte sind das Echo eines bestimmten Lebens. Die Arbeiten von Gerty Spies tragen das Gewicht aller und die Trauer für alle. Die Bilder entstammen unmittelbarer Erfahrung, aber ihr Gehalt ist nicht bloß Ausdruck eines individuellen Schicksals. Sie sind künstlerisch auch dadurch, dass sie Anteil am Allgemeinen nehmen. Für Nelly Sachs war die Lyrik der „Aufbewahrungsort“ objektiven Wissens.

Den Gedichten eines Paul Celan oder einer Nelly Sachs gleich kreisen die Texte um die spezifische Problematik der Überlebenden – das erlittene, verlorene und wieder entdeckte Dasein, die Schuld, überlebt zu haben, und, wichtig, die selbst auferlegte Verpflichtung, die Toten lebendig zu halten.

VORÜBER?

*Vorüber? – Mir kranken
Noch heiß die Gedanken
An alle die Leiden
Der bittersten Zeiten.*

*Mir quillt's aus dem Dunkel
Des Traumes empor,
Und Geistergemunkel
Erfüllt mir das Ohr.*

*Sie kommen geschritten
Mit Schalen in Händen,
Die Toten, und bitten,
Ach, Tränen zu spenden.*

*Und könnt ihr auch Sehnen
Und Bangen nicht stillen,
So gebt uns die Tränen
Um Gottes willen!*

*O füllt unsre Scherben
Mit ihrem Gewicht!
O lasst uns nicht sterben!
Vergesst uns nicht! 29*

Während Paul Celan oder Nelly Sachs angesichts des Geschehenen in Schweigen verfielen, die Sprache gar selbst zerstückelten, wird bei Gerty Spies alles ausgesprochen. Das Unsägliche ist gesagt, unverschlüsselt. Ihre Prosa und Lyrik lebt nicht von der Kraft des Ungesagten, ihre Lyrik besteht im Kampf ums Überleben.

Die einfache Prosa und die Simplität der Verse muten wie naive Kunst an. Sie setzen sich dem Paradox aus, mit einfacher Form millionenfaches jüdisches Schicksal zu erfassen. Doch diese einfache Sprachwelt scheint das Unschuldige vor dem Zivilisationsbruch, scheint das Humane bewahrt zu haben. Die Geborgenheit in der Form war schließlich das Gegenteil des Heimatverlustes. Jedes Wort wurde zum Inbegriff der Überwindung der Entmenschlichung und auch von Hass.

Am 23. Juni 1945, es war ein Sonntagnachmittag, kam Gerty Spies nach München zurück. „Was war das? Trümmer, Trümmer, Trümmer! – . . . dass es so aussehen würde . . . Und dass es mich treffen konnte! Dass es mir nicht vollkommen einerlei war! Was ging mich München noch an? Schließlich hatte ich ruhigen Herzens damit gerechnet, es nie mehr wiederzusehen. Und nun . . .“³⁰ Über die Ungererstraße und den Feilitzschplatz, die heutige Münchner Freiheit, ging es in die Kaulbachstraße, wo das noch stehende Jüdische Altersheim das Häuflein der ca. 160 Rückkehrer aufnahm. Der erste freie Ausgang führte Gerty Spies in den Englischen Garten. Nun durfte sie sich wieder auf eine der unzerstörten Bänke setzen. Auf der Wiese spielten amerikanische Soldaten Tennis. Anders als Günther Grass in seinen Erinnerungen, denen zufolge er zum ersten Mal nach dem Krieg in Deutschland mit Rassendiskriminierung konfrontiert wurde, nämlich bei den Amerikanern, bemerkte Gerty Spies, die „rassisch“ Verfolgte, damals nichts von „Rassentrennung“.³¹ Und eines Tages, vor dem Postamt in der Leopoldstraße, lief ihr plötzlich ihre Tochter, „blass und ausgehungert“, in die Arme. Beide konnten nicht sprechen, nur weinen.³²

Es dauerte, bis Gerty Spies wieder ihren rechtmäßigen Platz im bürgerlichen Leben einnehmen konnte. Wo und wovon leben? Die Wiedergutmachung ließ lange auf sich warten. Die Wohnung in der Destouchesstraße stand noch. Doch eine fremde Familie hatte sich dort „eingenistet“ und wollte nicht weichen. In ihrem Kampf um die Wohnung half ein amerikanischer Offizier. Es dauerte Monate, bis sie nach mehr als

dreijähriger Unterbrechung dort wieder einziehen konnte. Sie allerdings war eine andere geworden, eine, die die Vernichtung des europäischen Judentums in sich trug.

NACHHER

*Ich bin zurückgekehrt – ich weiß nicht wie.
Ein sanftes Wunder ist an mir geschehen.
Ich hör' der Heimatglocken Melodie,
Die Berg' und Wälder darf ich wiedersehen.*

*Ich bin zurückgekehrt – mir ist so weh!
Ist alles anders, als es einst gewesen,
Weil ich's mit jenen Augen seh',
Mit denen ich das Leid der Welt gelesen.*

*Ich bin zurückgekehrt! – O fragt mich nicht
Nach jenen Schatten, die die Sinne meistern
Und bei des Mondes weißem Totenlicht
Des Nachts durch die zersprungne Seele geistern.³³*

Ja, Gerty Spies ist zurückgekehrt. Sie hätte auch wie ihre Mutter in die USA auswandern können, wo sie Verwandte hatte. Ihre Tochter ist mit Mann und Kind 1949 nach Amerika gegangen. Die Jahre der Verfolgung hatten sie zerstört, sie erwartete von der neuen Umgebung wieder Kraft und Hoffnung. „Sie wanderte aus und starb in der Fremde, an Heimweh, das keiner erkannte, und innerer Einsamkeit. So habe ich meine Tochter noch nach der Katastrophe verloren.“³⁴ Vom Sohn, der Gerty Spies überlebte und dessen Name auf der Todesanzeige zu lesen war, erfahren wir übrigens kaum etwas. Schwerstbehindert lebt er in einem Pflegeheim in Bethel. Nur eine Stelle in ihrem Werk, in der Erzählung „Selektion“, nimmt Bezug auf ihn. Als es um den Privilegiertenstatus geht, fragen zwei SS-Offiziere nach dem Sohn. Eigentlich will sie die Wahrheit sagen, dass er krank ist und in einem Heim lebt, aber schnell merkt sie, dass sie damit ihre Sonderstellung aufgäbe. Denn nur ein gesunder, halbarischer Sohn, der arbeitet, kann ihr nützen. Sie lügt und sagt, er arbeite im Garten.³⁵ 1953 kehrte Gerty Spies' Mutter völlig verarmt aus den USA zurück und lebte seither, bis sie im Alter von 99 Jahren starb, bei ihr.

Gerty Spies hatte gar nicht erwogen auszuwandern, obwohl sie sich bewusst war, „daß der Ungeist immer noch unter uns wühlt“. **36** Sie reagierte gereizt auf die Frage, warum sie hiergeblieben sei, und konterte mit einer Gegenfrage: „Ob auch verfolgte christliche Geistliche, Sozialisten und andere tapfere Streiter von Lesern und Zuhörern gefragt werden, warum sie hiergeblieben sind?“ **37** Sie war Deutsche, so wie ihre Ahnen seit Jahrhunderten. Dass sie die Liebe und Verbundenheit zum Vaterland vor nichts schützte, konnte ihr die Heimat und das Land ihrer Sprache nicht ein zweites Mal rauben.

Sie brauchte die Sprache. Hatte sie doch im Schreiben ihr ganzes Glück gefunden. Wer sonst könnte denn die mitgebrachten Texte verstehen, wenn nicht die deutschen Menschen ihrer Sprache? Das Glück blieb Gerty Spies hold. Nicht nur, dass sie Theresienstadt überlebte und dort zur Schriftstellerin wurde, sie wurde auch nachher gehört. Fortuna stand ihr wieder bei. Als nämlich 1947 ihr erster Gedichtband „Theresienstadt“ im Freitag-Verlag erschien, fand sie einen prominenten Fürsprecher: Hermann Hesse grüßte die Dichterin mit den Worten: „Es ist schön und hat etwas Versöhnendes, dass dieses Theresienstadt auch etwas so rein Dichterisches hervorgebracht hat.“ **38** Ja, felicitas stellte sich ein, die Theresienstädter Arbeiten wurden gedruckt und gelesen. Die erste Auflage war im Nu vergriffen, eine zweite folgte.

Nicht alle Rezensenten allerdings waren freundlich gestimmt. In einer Kurzbesprechung meint der Kritiker E. M. 1947 im „Tagesspiegel“: „Wer wäre nicht bereit, jedem literarischen Zeugnis aus den hitlerischen Konzentrationslagern an sich schon einen gewissen, nicht geringen Kredit zu gewähren, wengleich er rechtens wohl meint, gerade dieses Zeichen verpflichte zu gültigen Aussagen, soll anders es nicht entwertet und als Gebrauchsmusterschutz einer allzu billig spekulierenden KZ-Literatur bagatellisiert werden. Gerty Spies überzieht diesen Kredit beträchtlich mit ihrem Gedichtband ‚Theresienstadt‘.“ **39**

Schon 1947, kaum hatten die Krematorien zu rauchen aufgehört, meldeten sie sich wieder, die Herrenmenschen, die immer noch glaubten, sie könnten sich als Kreditgeber aufspielen. 1983, als der Bayerische Rundfunk eine Sendung mit dem Titel „Zeugin einer Schreckenszeit“ ausstrahlte, meldeten sie sich wieder: Anonyme Anrufer, hauptsächlich „Männer“ hätten „himmelschreiende Rüpeleien“ in ihr Telefon geschrien, wie Gerty Spies berichtete. **40**

Mich selbst erinnert es an die Jurysitzung zur Vergabe des Schwabinger Kunstpreises für Literatur, der Gerty Spies 1986 zugesprochen wurde. Jetzt, mehr als zwanzig Jahre später, da ein Teil der Juroren nicht mehr lebt, gebe ich den Satz wieder, den ich, als ich Gerty Spies als Kandidatin vorschlug, zu hören bekam und all die Jahre nicht vergessen konnte: „Nur, weil sie in Theresienstadt war, muss sie doch noch lange keinen Literaturpreis bekommen!“

Ihren Roman „Bittere Jugend“, Anfang der 50er Jahre geschrieben, nahm kein Verlag an, mit der Begründung, „so schlimm sei es nicht gewesen“; er kam mit fast 50jähriger Verspätung erst 1997 bei Brandes & Apsel heraus. Dabei gehörte Gerty Spies beileibe nicht zu jenen, die das Verhältnis zwischen Juden und deutschen Nichtjuden auch nur im Geringsten kompliziert gestalteten, indem sie etwa eine Aussöhnung verweigerte. Sicher, wenige wollten mit dem Land, das sie gedemütigt und ihnen alles, was sie liebten, geraubt hatte, noch irgend etwas zu tun haben. Der Roman „Bittere Jugend“ enthält die für das deutsche Publikum durchaus angenehme Botschaft: „Ich kann das Land nicht hassen, wo ich soviel geliebt, gelacht, gebetet habe. Ich kann auch das Volk nicht hassen – trotz allem.“⁴¹ Gerty Spies konnte zwar nicht vergessen, schließlich sind ihrem langen Lebensweg all die Daten der deutsch-jüdischen Geschichte und ihrer Katastrophe eingeschrieben. Aber sie hatte die Gnade, verzeihen zu können. Hier lebend, suchte sie die Verständigung, was ihr viele neue Freunde zuführte und sie hier wieder beheimatete.

Uns hat Hans Lamm, der damalige Präsident der Münchner Gemeinde, zusammengeführt. Ich stand am Anfang meiner Beschäftigung mit der Literatur zum Judentum, kurz vor Eröffnung der Literaturhandlung, und Hans Lamm wollte unbedingt, dass ich Gerty Spies – quasi als Geheimtipp – kennenlernte. Es war im Mai 1981, bei einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing über „Die verbrannten Dichter“ im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, als ich Gerty Spies das erste Mal aus ihrem Werk vortragen hörte.

1982 eröffnete die Literaturhandlung in der Fürstenstraße. Gerty Spies wurde ihre regelmäßige Besucherin. Sie hatte ihren festen Platz in der ersten Reihe. Mit ihrem von einem Netz drapierten schwarzen Hütchen folgte sie aufmerksam den Vorträgen und Lesungen. Sie gehörte oft zu den Letzten, die den anschließenden Essenstisch im Lokal verließen.

Sie encharmierte Alte wie Junge in der Runde. Sie fühlte sich wohl in diesem Kreis, aus dem ihr auch für die nächsten 15 Jahre hilfreiche Begleiter erwachsen. Meist längst nach Mitternacht brachte sie dann eine der Freundinnen oder der Freunde nach Hause. Sie lebte zu dieser Zeit hinter dem Olympiagelände, in der Schleißheimer Straße, im siebten Stock eines Altenwohnheimes im Stile der von ihr nicht geschätzten Betonsilos in einer winzigen Wohnung. Sie nannte es mit dem ihr durchaus nicht fremden Humor „Mäuseloch mit Weitblick“.

1984 erschien endlich ihre autobiographische Arbeit „Drei Jahre Theresienstadt“. Sie las daraus in der Literaturhandlung. Es herrschte absolute Stille. Zu dieser Zeit waren Berichte von Überlebenden noch spärlich auf dem Markt. Die zierliche Frau mit ihrem gebeugten Rücken und immer mitgeführtem Stock, damals immerhin schon 87, zog mit jeder Zeile ihres Vortrags die Zuhörer in den Bann. Wenn Gerty Spies ihre Gedichte las, vergaß man ihre zarte, zerbrechliche Gestalt. Jedes ihrer Worte blieb im Raum stehen. Die Authentizität der Texte ergriff. Sie stammten ja zum Großteil aus der Zeit selbst, die Gerty Spies verarbeitete, oder waren, wie gesagt, unmittelbar danach entstanden. Die meisten Zeugnisse der sogenannten Holocaust-Literatur, die mittlerweile einen eigenen Zweig der Literaturwissenschaft beschäftigen, sind weit später nach dem Geschehen niedergeschrieben worden. Die zeitliche Differenz verändert die Aura der Texte. Auch der Kontext ist unweigerlich ein anderer. Die späteren, etwa im Abstand von 40 Jahren niedergelegten Schriften fallen in den wortreichen, empathieträchtigen, aber oft schon verkitschten Gesprächszusammenhang, den wir mit Adorno als Aufarbeitung der Vergangenheit bezeichnen. Die Unmittelbarkeit von Gerty Spies' Poesie oder Prosa stellt sich her, weil sie der Echtzeit entspringen. Dass sich die Gegenwart der Vergangenheit hier so authentisch irreduzibel ausdrückt, erzielt diese elementare Wirkung der Texte.

1987 begingen wir in der Literaturhandlung Gerty Spies' 90. Geburtstag. Zum 95. mussten wir bereits in den Gemeindesaal der Kreuzkirche ausweichen, weil sich mehr als 200 Gäste angemeldet hatten. Auch zum 90. waren alle gekommen: die Präsidentin der Jüdischen Gemeinde Charlotte Knobloch, der Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing, der Kulturreferent der Stadt München Jürgen Kolbe. Heinz Flügel, Gerty Spies' langjähriger Freund, hielt die Festrede. Der Verleger des Christian Verlages, in dem schon ihre Aufzeichnungen erschienen waren

und zum 95. Geburtstag 1992 die Erzählung „Das schwarze Kleid“ herauskommen sollte, Manfred Weber, brachte gerade rechtzeitig zu diesem Jubiläum druckfrisch den Gedichtband „Im Staube gefunden“ mit. Zusammen mit Gerty Spies und Manfred Weber hatte ich für diesen Band aus einem Konvolut von Hunderten unveröffentlichter Gedichte die Auswahl getroffen.

Noch ein Geschenk konnte der 90jährigen überbracht werden. In der Rede zum Ernst-Hoferichter-Preis 1986 sprach ich auch von Gerty Spies. Der Text wurde in der „Süddeutschen Zeitung“ abgedruckt. Wochen später erschien in der Literaturhandlung ein Mann, Mitte vierzig. Er sah nicht besonders gepflegt aus, hielt meine ausgeschnittene Rede in der Hand und stellte sich als Antiquitätenhändler vor. Er fragte nach mir und dann, ob ich Gerty Spies kennen würde. Als ich bejahte, zog er unter seiner Jacke ein kartoniertes Heft hervor, das er angeblich auf dem Sperrmüll in Ebenhausen gefunden hatte. Ich müsse daran Interesse haben, denn es handele sich um persönliche Aufzeichnungen von Gerty Spies' Vater. Welchen Weg mussten diese Notizen aus Trier genommen haben, bis sie zu mir, gerade zu mir, gekommen waren? Ich überflog einige Hymnen des Mundartdichters an das deutsche Vaterland in gestochener altdeutscher Schrift. Dem Heft vorne beigegeben waren beigefarbene, gehäkelte Handschuhe für kleine Frauenhände. Das Heft musste sich zwischen anderen Dingen erhalten haben, denn die Handschuhe darin waren plattgepresst.

Beim vorsichtigen Blättern des alten Papiers stieß ich auch auf mehrere eingeschobene Photographien der Familie und auf Zeichnungen des begabten Bruders Rudi, der Maler werden wollte, aber sein Leben für Deutschland gelassen hatte. Welch ein Fund! Ich schlug dem Händler vor, ihn der rechtmäßigen Besitzerin selbst zu übergeben. „Wieso übergeben?“ Er wollte Geld. Unter keinen Umständen durfte ich das Heft mit Inhalt wieder aus den Händen geben. Dass er für das, was ihm nicht gehörte, Geld bekommen sollte, empörte mich. Ich behielt das Heft zurück mit der Ausrede, es mir genauer anschauen zu wollen, um den Preis bestimmen zu können. Ich forderte ihn auf, einige Tage später zu mir zu kommen. Mittlerweile bereitete ich Gerty Spies behutsam auf das verschollene Gut vor. Sie musste prüfen, ob es echt war. Ja, es handelte sich tatsächlich um geliebte Relikte ihrer glücklichen Kindheit, die zu ihr jetzt in ihrem hohen Alter zurückkamen. Dem Händler

gab ich, sozusagen als Finderlohn, 50 DM. Als Gerty Spies nach ihrem 100. Geburtstag am 10. Oktober 1997 im Jüdischen Seniorenheim in der Kaulbachstraße, in das sie 1992 pflegebedürftig gezogen war und in dem sie aus Theresienstadt zurückkehrend erste Zuflucht gefunden hatte, starb, muss sich dieses Heft unter den wenigen über die Zeitläufte hinüber geretteten Dokumenten aus der Zeit vor 1933 befunden haben.

Gerty Spies hat ihr Werk vorgelegt. Ob Kunst überhaupt bei diesem Übermaß an realem Leid sein dürfe, ist durch das Leben Gerty Spies' beantwortet. Ihr Dichten hat ihr geholfen, Theresienstadt zu überleben. „Hätte ich nicht schreiben können, so hätte ich nicht überlebt. Der Tod war mein Lehrmeister.“⁴² So fasst es Nelly Sachs in einem Brief aus dem Jahre 1966 zusammen. Den Kampf ums geformte Wort hat sie gewonnen. Aber wird sie und werden die vielen, für die sie spricht, gehört bleiben? Texte sind unterwegs, suchen das Gegenüber, das Du, wie es einmal Paul Celan ausgedrückt hat.

Der Dialogizität der Texte steht oft die Ignoranz derjenigen gegenüber, die vom Holocaust genug haben. Gerty Spies hatte die Hand ausgestreckt, konnte sich vom Hass befreien, auch weil sie Gehör fand. Für Holocaust-Überlebende ist die deutsche Zuhörerschaft für ihr Überleben nach dem Überleben zentral. „Wir sind die Letzten, Fragt uns aus“, heißt ein Gedicht von Hans Sahl.⁴³ Bis auf ihren Roman „Bittere Jugend“ sind alle Bücher von Gerty Spies vergriffen. Bisläng Unveröffentlichtes liegt noch vor. In ihrer ursprünglichen Heimat trägt ein von der rheinland-pfälzischen Landeszentrale für politische Bildung vergebener Literaturpreis ihren Namen. Wenn die Zeitzegen abtreten, in dieser historischen Phase befinden wir uns heute, bleiben ihre schriftlichen Vermächtnisse. Sie sind die Gedächtnisspeicher vergangener Lebensgeschichten, aus denen Geschichte entsteht. Die individuelle Stimme hat immer mehr zu erzählen als das eigene Schicksal. Sind die Texte nicht mehr zugänglich, versinkt mit ihnen auch ein Stück Geschichte. Gerty Spies hatte das Glück, mit Texten zu überleben. In einigen Monaten begehen wir ihren 10. Todestag. Wird auch ihrem Werk fortuna beschieden sein?

München, 2007

Anmerkungen:

- 1 Gerty Spies: Drei Jahre Theresienstadt. München 1984, S. 33.
- 2 Gerty Spies: Im Staube gefunden. Gedichte. Eine Auswahl. (Vorwort von Rachel Salamander.) München 1987, S. 10.
- 3 Gerty Spies: Lebenslauf. In: Unterwegs. Rheinland-pfälzisches Jahrbuch für Literatur. Bd. 4. Hg. von Sigfrid Gauch, Gabriele Weingartner, Josef Zierden. Frankfurt am Main 1997, S. 170 – 176.
- 4 Ebd., S. 172.
- 5 Spies: Drei Jahre, S. 34.
- 6 Spies: Im Staube gefunden, S. 67.
- 7 Gerty Spies. Das schwarze Kleid. Eine Erzählung. München 1992, S. 23.
- 8 Spies: Drei Jahre, S. 34.
- 9 Spies: Das schwarze Kleid, S. 24 f.
- 10 Spies: Im Staube gefunden, S. 34.
- 11 Spies: Drei Jahre, S. 28.
- 12 Ebd., S. 19 f.
- 13 Ebd., S. 27.
- 14 Jacques Jacobs: Existenz und Untergang der alten Judengemeinde der Stadt Trier. Trier 1984, S. 42. Vgl. auch Vladimir Raskin (Hg.): Themen des Judentums. Juden im Trierer Land. Trier 2003.
- 15 Ebd., S. 46; Juden in Trier. Katalog einer Ausstellung von Stadtarchiv und Stadtbibliothek Trier, März – November 1988. Hg. von der Stadtbibliothek und der Universitätsbibliothek Trier. Trier 1988, S. 105.
- 16 Spies: Drei Jahre, S. 50.
- 17 Ebd., S. 119.
- 18 Ebd., S. 72.
- 19 Spies: Das schwarze Kleid, S. 88.
- 20 Spies: Drei Jahre, S. 46 f.
- 21 Marie Luise Kaschnitz: Schreibend. In: Dein Schweigen – meine Stimme Gedichte 1958 – 1961. Hamburg 1962, S. 32.
- 22 Spies: Drei Jahre, S. 49.
- 23 Spies: Das schwarze Kleid, S. 43.
- 24 Rose Ausländer: Hügel aus Äther unwiderruflich. Gedichte und Prosa 1966 – 1975. (Gesammelte Werke. Bd. 3.) Frankfurt am Main 1984, S. 286.
- 25 Spies: Drei Jahre, S. 52.

- 26 Elsa Bernstein, dem Menschen und der Dichterin, zum Gedächtnis. In Spies: Drei Jahre, S. 157 – 162.
- 27 Karl Braun: Das schwarze Kleid. Eine Soziologie Theresienstadts von Gerty Spies. In: Brücken nach Prag. Deutschsprachige Literatur im kulturellen Kontext der Donaumonarchie und der Tschechoslowakei. Festschrift für Kurt Krolop zum 70. Geburtstag. Hg. von Klaas-Hinrich Ehlers, Steffen Höhne, Václav Maidl, Marek Nekula. Frankfurt am Main 2000, S. 469 – 478.
- 28 Spies: Im Staube gefunden, S. 7.
- 29 Ebd., S. 71.
- 30 Spies: Drei Jahre, S. 154.
- 31 Ebd., S. 13.
- 32 Ebd., S. 12.
- 33 Spies: Im Staube gefunden, S. 66.
- 34 Spies: Drei Jahre, S. 12.
- 35 Ebd., S. 148.
- 36 Ebd., S. 12.
- 37 Ebd., S. 13.
- 38 Vgl. dazu mein Vorwort zu Spies: Im Staube gefunden.
- 39 Der Tagesspiegel. 12. Juli 1947.
- 40 Spies: Drei Jahre
- 41 Gerty Spies: Bittere Jugend. Ein Roman von Verfolgung und Überleben im Nationalsozialismus. Hg. v. Hans-Georg Meyer. Mit einem Nachwort von Sigfrid Gauch und autobiographischen Notizen von Gerty Spies. Frankfurt am Main 1997, S. 126.
- 42 Gisela Dischner: Zu den Gedichten von Nelly Sachs. In: Das Buch der Nelly Sachs. Hg. v. Bengt Holmqvist. Frankfurt am Main 1968, S. 309 - 354.
- 43 Hans Sahl: Wir sind die Letzten. Gedichte. (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 50). Heidelberg 1976.

Auswahlbibliographie

Theresienstadt. Gedichte. München: Freitag o.J. (1947)

Drei Jahre Theresienstadt. Mit einem Nachwort von Johannes Weiß.
München: Chr. Kaiser 1984.

Im Staube gefunden. Gedichte. Mit einem Vorwort von Rachel Salamander.
München: Chr. Kaiser 1987.

Das schwarze Kleid. Eine Erzählung.
Mit einem Nachwort von Heinz Flügel und einem Brief von Hildegard Hamm-Brücher.
München: Chr. Kaiser 1992.

Gedichte aus dem Konzentrationslager und aus den nachfolgenden Jahren.
Deggendorf: Weiß 1993.

Bittere Jugend. Roman. Herausgegeben von Hans-Georg Meyer mit einem
Nachwort von Sigfrid Gauch.
Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel 1997.

Des Unschuldigen Schuld. Eine Auswahl.
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Dieter Lamping. Blieskastel:
Gallenstein 1998.

Viele der aufgeführten Publikationen sind nicht mehr in Deutschland erhältlich. Sie können aber in Bibliotheken eingesehen und entliehen werden.

Bisher wurden mit dem Gerty-Spies-Literaturpreis ausgezeichnet:

- Jean-Philippe Devise (1996)
- Dr. Christiane Schmelzkopf (1998)
- Gabriele Weingartner (2000)
- Prof. Dr. Johano Strasser (2002)
- Ruth Almog (2004)
- Prof. Dr. h.c. Peter Härtling (2006)
- Katja Lange-Müller (2008)
- Dr. Juli Zeh (2009)
- Günter Wallraff (2010)
- Christoph Hein (2011)
- Dr. Friedrich Christian Delius (2012)
- Eva Menasse (2013)
- Dr. Navid Kermani (2014)
- Dr. Ursula Krechel (2015)
- Ulrich Peltzer (2016)



Landeszentrale
Politische Bildung
Rheinland-Pfalz

Am Kronberger Hof 6 ▪ 55116 Mainz